

**Zeitschrift:** Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

**Band:** 104 (1978)

**Heft:** 37

**Rubrik:** Die Seite der Frau

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

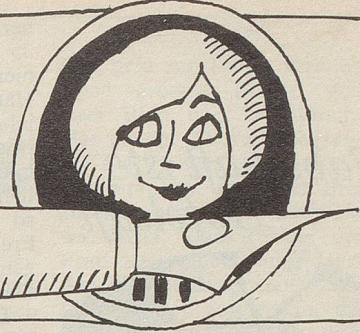
#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Seite der Frau



## Hier und heute

Ich bin ein Vergangenheitsbeschwörer. Oft entfliehe ich der Gegenwart, um zurückzukehren, unterzutauchen in dem Strom dessen, was einmal war.

Gestern begab ich mich wieder auf die Suche nach der verlorenen Zeit. Ich fuhr in die Stadt meiner ehemaligen Freuden. Der harten, beglückenden Arbeit. An den Ort der menschlich-freundschaftlichen Begegnungen. Des Frühlings der Kreativität. Ein Kälteeinbruch hatte alles zunichte gemacht. Was Menschen sorglich aufgebaut, mit Idealismus, ja Hingabe gepflegt hatten, wurde in einer Eisschauernacht zerstört.

Ich liess mich aus der Stadt vertreiben. Damals, als das Unglück über unsere Gemeinschaft hereinbrach. Ich wollte kein Gnadenbrot essen und keinen Stangenbrot grüssen. Ich glaubte, mich von allem lösen zu können. Die Dauer-Distanz sollte meine Wunden heilen. Doch wie die

Monate auch dahingingen, die Jahreszeiten anbrachen und verödeten, mir ward vom ewigen Rhythmus der Tag-und-Nacht-Folge keine Hilfe zuteil. Mein Gefühl blieb, wo es einst zu Hause gewesen war. Mein Körper hetzte längst durch neue Gegenden. Gegenden, die mir seltsam fern blieben.

Ich wünschte, träumte, sehnte mich zurück in eine Umgebung, zu der ich keine andere (verwandtschaftliche, heimscheinbelegte) Beziehung hatte als diejenige, die der Kontakt mit einer Stadt und ihren Bewohnern zu schaffen vermag. Eine Beziehung, die der frei getroffenen Wahl entsprang. Eine Zuneigung, die sich nicht leugnen liess, nicht leugnen lässt.

Als ich gestern der Stadt seelischer Jugend entgegenstrebe, schlug mein Herz wilde Wirbel. Lampenfieber packte mich, ängstliche Erwartung – beinahe Furcht: Wie würde ich die Häuser, Strassen, Plätze antreffen? Wie die dort geborgenen Menschen finden? War die Stadt noch die Stadt? War ich noch ich? Wie musste

ich mich gegenüber dem Unbekannten, das sich bestimmt mit Bekanntem gemischt hatte, verhalten? Am Ziel wusste ich nicht, wo mir der Kopf stand, wohin meine Füsse traten. Ich wusste nur: das war Heimat. Das ist Fremde.

Ich irrte umher, hoffte, mir Vertrautheit mit allem nun Existenter vorgaukeln zu können. Der Versuch misslang. In einem Restaurant verschanzte ich mich. Lag auf der Lauer: prüfte jedes Gesicht, ob es familiäre Züge zeige. Ich erblickte keine. Dafür ein in der Luft schwingendes Menüschild: Heute aktuell ... Die beiden Worte durchzuckten mich. Heute aktuell. Nicht gestern zeitnah. Heute aktuell.

Ich beschloss, aus diesem an sich simplen Slogan mein Leitmotiv zu machen. Mich dem zu widmen, was hier und jetzt geschieht. Jeden Tag zu bewillkommen, auszukosten. Jede Stunde wach zu erleben. Keine Minute mehr zu vergeuden. Morgen werde ich damit beginnen. Ilse

## Zehn kleine Fingerlein

Schon immer war mir klar: Ich passte nicht ins Heute. Das Zeitalter der Analyse macht mich krank. Wie war's in alter Zeit so schön: ein jeder durfte seinen Tick ungeniert und unbefästigt durchs Dorf spazierenführen. Er war eine interessante Person, die die widersprüchlichsten Gefühle in den anderen weckte: Mitleid, Belustigung. – Alles war ihm sicher – aber auch, dass man ihn in Ruhe liess.

Das ist heut ganz anders. Die Welt ist voller Hobbypsychologen, die jedem Kopfnicken im unpassenden Moment ausschlaggebende Bedeutung zumessen. Sie setzen ihr Gehirn in Bewegung und analysieren den Seelenzustand des bedauernswerten Menschleins. Einen Tick zu haben, ist heute ein Risiko; man gibt sich Blößen über Blössen.

Einer solchen Entblössung bin ich kürzlich knapp entronnen. Mit einem verwunderten: «Was machsch au?» ertappte mich Onkel Guschi bei der Pflege

meines Ticks. Ich war schrecklich verdattert und erröte sanft. Hatte ich etwa laut gezählt? Allerdings weiss Onkel Guschi, dass ich zählen kann; aber ich weiss nicht, was er sich dachte, als ich nach der Zahl Acht immer wieder von vorne anfing. Diesmal kam ich nicht weiter – mehr waren nicht auszumachen. Noch nie, gar nie, bin ich bis elf gekommen, und das wäre meines Tickes höchste Freude.

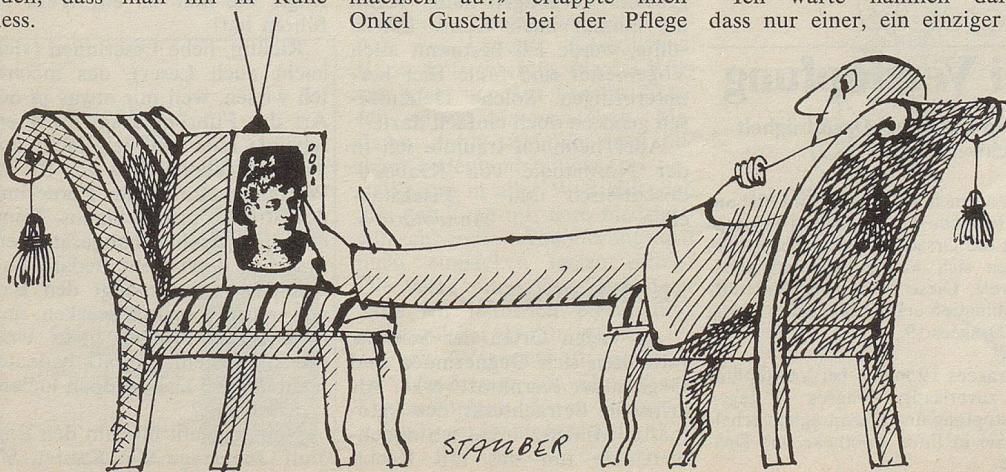
Ich warte nämlich darauf, dass nur einer, ein einziger der

Karikaturisten, einen Finger oder eine Zehe zuviel zeichnet. Elf kleine Fingerlein – tick, tick! Doch offensichtlich waren die Zeichner in Anatomie alle schaurig gut.

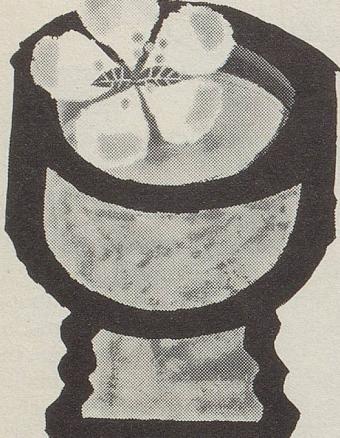
Wohl könnte ich mir vorstellen, dass Noah, der vor seiner Arche auf dem Trockenen sitzt und alle Zehen von sich streckt (Sommerbild von Horst, Nebi Nr. 28), am linken Fuss eine Zehe zuviel hat. Meinem Tick genügen aber Vorstellungen nicht, Fakten will er, Fakten.

Niemand soll es mir verargen, dass ich über meine Leidenschaft leidenschaftlich schweige. Ich fürchte, einem Hobby spezialisten in die Hände zu fallen, der mit einer Analyse meinen Tick vertreibt. Das wäre bitter für mich, denn gerade er bietet mir grössten Spass.

Auch Onkel Guschi habe ich meinen Tick nicht verraten. Als der Oheim gar nicht lockerliess und eine Erklärung verlangte, warum ich das Bild mit der Lupe betrachtete, sagte ich harmlos und unbefangen: «Ich wollte nur nachsehen, auf welchem Sender der Noah diesen Wetterbericht hört.» Marianne



## Fabelhaft ist Apfelsaft



ova Urtrüeb  
bsunders guet

### Mittel gegen Einsamkeit

«Wer mit sich selber klar kommt, der findet auch Freunde.» Diesen Satz lese ich in einem deutschen Nachrichtenmagazin. Ein weiterer Satz in diesem Artikel sticht mir ins Auge: «Nur wer zu Recht das Gefühl hat, dass er jederzeit mit anderen Menschen zusammentreffen kann, sofern ihn danach verlangt, ist einigermassen sicher vor Einsamkeit und Depression.»

Nach einem Jahr des Witwendsseins kann ich das nur unterstreichen. Immer wieder wird man gefragt: «Fühlst du dich nicht einsam?» Den Lebenspart-

ner kann einem, nachdem man 35 Jahre mit ihm verbracht hat, niemand ersetzen, das ist klar. Hat man aber in all den Ehejahren auch Freundschaften gehabt und sich nicht ausschliesslich auf die Familie konzentriert, so hat man nun Zeit, diese Freundschaften intensiver zu pflegen, neue Freunde zu gewinnen. Das ist auch im Alter möglich.

Das beste Mittel gegen aufkommende Einsamkeitsgefühle aber ist und bleibt, jemandem etwas Gutes zu tun. Da gibt es unzählige Möglichkeiten: einen Brief schreiben, einen einsamen Menschen besuchen, oft gehe ich in die Küche, backe einen Kuchen oder einen Zopf und bringe ihn Freunden oder Bekannten, von denen ich weiß, dass sie etwas Selbstgemachtes schätzen. Besonders das Backen finde ich eine wunderbare Therapie gegen Depressionen.

Hege

### Delikatessen

Auslandfahrer lieben es, alle Besonderheiten und Vergnügen im fremden Land auszukosten, und dazu gehört natürlich auch das Essen. Eine Selbstverständlichkeit, dass man die einheimischen Spezialitäten versucht und dabei auch möglichst gute Miene zum «bösen» Spiel macht.

Ich beispielsweise freute mich auf die Meeresfruchtteller der französischen Küste, liebe ich doch die tiefgefrorenen Crevetten und die in schmackhafter Sauce konservierten Muscheln sehr, die wir bei uns kaufen können.

Gefasst blickte ich dann im atlantischen Hafenstädtchen auf dem Fischmarkt all die ausgestellten Köstlichkeiten an: Krabben krochen in Körben übereinander, Fische stierten mit gläsigem Auge in die Luft. Haie entblössen ihre Zähne. Das würde ich sicher alles gerne essen, dachte ich, wenn es nur erst lecker zubereitet wäre.

Am Abend allerdings verlor ich fast die Fassung. Der Teller



mit den «fruits de mer» glich allzusehr den Auslagen auf den Marktständen. Scheu tippte ich die Riesenkrabbe in der Mitte des Tellers mit dem Finger an. Sie schien zwar tatsächlich nicht mehr zu leben, sah aber deswegen nicht gemütlicher aus. Bei den spitzen, bemoosten grossen Schnecken kam es mir vor, als gäben sie ein schmatzendes Geräusch (der Todeskampf?) von sich, als ich ihre Weichteile mit einer Art Stricknadel aus dem Häuschen holte. Aber ich blieb heroisch, vertilgte das ganze Angebot, schluckte auch die winzigen Crevetten samt Panzer und Fühler herunter, dabei lebhaft an die Heuschrecken Johannes des Täufers erinnert.

Ich habe mich gut gehalten, das sagt auch mein Mann, der am Zerlegen, Zerhacken und Ausquetschen der mannigfaltigen Weich- und Gliedertiere grösstes Vergnügen hatte. Wenn ich einmal nach China fahren sollte, werde ich bestimmt auch Vogelkörper und faule Eier herunterbringen. Solche Delikatessen gehören doch einfach dazu.

Aber heimlich träumte ich in der Normandie von Krabben-dosenfleisch und – Fischstäbchen.

Annemarie S.

### Als Mitbesitzerin ...

An vielen Orten der Schweiz formieren sich Gegnerinnen und Gegner der Kernkraftwerke. Als kritische Betrachterin des «atomaren Milieus» muss ich annehmen, sie tun das mit Recht.

Besonders tätig sind jene, die befürchten, ein A-Werk vor der Haustüre oder eine Deponie für radioaktive Abfälle im «Vorgarten» zugeteilt zu bekommen.

Die Hohenpriester des ewigen «Strahlen»-Gottes preisen die Substitution des Erdöls durch den Atomstrom. Unsere grosse Abhängigkeit von den Erdölproduzenten muss doch unbedingt aufgehoben werden, so heißt das dann.

Als Bernerin war ich nun sehr erstaunt, die spezielle Abhängigkeit unseres AKW Mühleberg aus der Tagespresse erfahren zu müssen. Ja, ich betone, *unseres* AKW Mühleberg. Denn da die Bernische Kraftwerke AG zu über 90 Prozent dem Kanton gehört, muss das AKW Mühleberg doch auch irgendwie uns Bernerinnen zu eigen sein, oder nicht? Als Mitbesitzerin rätsle ich, warum mich nie jemand fragt, wie man so ein Werk zu führen hat!

Richtig, liebe Leserinnen (vielleicht auch Leser), das möchte ich wissen, weil mir etwas in der Art der Führung fragwürdig erscheint. Hier will ich nicht auf das «Verführerische» der BKW-Werbung betreffend Förderung des Stromkonsums hinaus. Denn mehr Elektrohaushaltgeräte verursachen doch mehr Bedarf, und mehr Bedarf erzwingt den Bau von neuen Kernkraftwerken, und neue KKW bringen mehr Umsatz, und mehr Umsatz bedeutet mehr Profit. Das ist doch logisch – oder nicht?

Nein, es geht mir um den Einkauf. Ich frage Sie: Kaufen Sie

alles beim gleichen Lieferanten, selbst wenn Sie vielleicht bei einem anderen bessere Konditionen erhandeln könnten? Sicher nicht, als Hausfrau versteht man sich doch aufs Einkaufen. Anders ist es da bei Schweizer Atomkraftwerken, die kaufen nur in den USA. Die USA behalten dann sogar die Kontrolle über den einmal eingekauften A-Brennstoff. Ist das auch logisch?

Letzteres geht sogar so weit, dass die ausgebrannten Brennelemente von «unserem» Mühleberg nur dann nach Frankreich zur Wiederaufbereitung ausgeführt werden dürfen, wenn die amerikanische Energiebehörde dies bewilligt. Mit anderen Worten: Wenn Präsident Carter nein sagt, bleiben wir auf dem Müll sitzen.

Kurz-Schluss-Bemerkung: Falls Sie nächstens einen Entschluss «pro Kernkraft» zu fällen haben, klären Sie als erstes Ihre Mitbestimmungsmöglichkeiten genau ab.

Maggie

## Verkaufstalent

An dem taubenblauen Pullover im Schaufenster kam ich nicht vorbei. Ich musste ihn anprobieren. Als ich ihn als Futteral an meinem Oberkörper begutachtete, gefiel er mir noch besser. Nur einen einzigen, kleinen Schönheitsfehler musste ich leider an ihm feststellen. Schön rund und absolut ohne Lupe erkennbar, genau zwischen Kastor und Pollux, protzte ein hässlicher Fleck im Zehnrappenformat. Ich winkte die Verkäuferin herbei: «Fräulein, ist dieser Pulli nur darum so billig, weil er hier ein besonderes Merkmal hat?» «Aber wo – ich kann nichts sehen», und dabei sah die Verkäuferin total durch mich hindurch. «Da, sehen Sie, im Tal der goldenen Mitte!» Mein rechter Zeigefinger rutschte wie ein Uhrzeiger nach, bis zum besagten Punkt über dem Brustbein. «Sie sehen wirklich etwas?» Die Ver-

käuferin stand da mit dunklem, offenem Mund. «Sie können also wirklich nichts sehen? fragte ich ungläublich, « – ich schon!»

«Ja, wissen Sie», stellte das Fräulein vom Verkauf schliesslich richtig: «Sie schauen halt von oben herunter, und dann mag man den Fleck schon sehen; ich dagegen, Sie verstehen, schaue von unten herauf, und da sieht man eigentlich nichts... oder sagen wir, man sieht es nicht so gut. Aber es zwingt Sie ja niemand, diesen traumschönen Pullover zu kaufen. Wirklich, Sie brauchen ihn nicht zu nehmen... Nur, wie gesagt, wenn man nicht von oben heruntersieht, dann darf man, das heisst, dann dürfen Sie ihn ruhig tragen. Meine ich.»

Ich habe den taubenblauen Pullover gekauft. Ganz klar. Aber jetzt rätsle ich dauernd herum, wie ich meinen Kopf am besten in Unterarmtaschenposition bringen soll, um den Fleck nicht mehr beachten zu müssen. Ob ich doch besser eine Chemische Reinigung um Rat angehe?

\*

Dem Modehaus gegenüber zeigte das Sportgeschäft B. in den Fenstern zu ebener Erde seine sportlichsten Jupes. Richtig, da war ein Jupe abzuholen, der mir vor vier Wochen so lang wie eine nordische Winternacht vorgekommen war. «Bitte um fünf Zentimeter kürzen», hatte ich zur Verkäuferin gesagt. «Wird prompt ausgeführt», versprach die Vertrauenswürdige. Aufs Wort habe ich ihr geglaubt. Warum hätte ich es nicht tun sollen? Aber nun, da ich den Jupe eigenartig wünschte, stellte ich fest, dass man die fünf Zentimeter zu einem einzigen vermindert hatte. «Du meine Güte, säumen wegen einem einsamen Zentimeter, das hätte sich doch nicht gelohnt!», machte ich mir Luft. «Ja, aber dafür kostet bei uns das Säumen auch weniger als andernorts!» Die haustreue Verkäuferin beklopfte sich ausgiebig die Magengegend: «Um aus der Schule zu plaudern – sogar nur die Hälfte dessen, was ich kürzlich bei unserer Konkurrenz, Kanu & Turnschuh, für das Kürzen eines Rockes bezahlt habe. Ich selber! Sie verstehen, Madame, dafür sind wir auch billiger, bedeutend billiger...»

Warum in aller Welt hätte ich mir den Jupe mit dem niedrigst-wünschbaren Abänderungstarif nicht einpacken lassen sollen? Die versäumten vier Zentimeter habe ich natürlich eigenhändig nachgesäumt. Dafür gratis!

Fazit: Was sich gut verkauft, ist nicht immer gut. Gut ist nur Verkaufstalent. Und Talent in jeder Form ist zu bewundern!

Myrtha

Schützen Sie  
Ihre Lunge  
denn **Leben  
heisst  
atmen**

Kartenaktion  
der Schweizer  
Spende für  
Tuberkulose- und  
Lungenkranke  
Bern 30-8



Ehen werden aus Liebe geschlossen. Wer behauptet anderes? Schauen Sie sich doch Hochzeitsfotos an! Wie strahlen da Braut und Bräutigam.

Aber die Zeit verrinnt, und es kommt vor, dass sich die Liebe abnutzt. Das kann der Fall sein bei Herrn und Frau Alpenrösli im Restaurant «Milchbach» beim hinteren Gletscher von Grindelwald.

Sie sind soeben auf der Terrasse angekommen und setzen sich an einen Tisch. Frau Alpenrösli muss noch stark schnaufen vom Steigen.

Das Schnaufen zerrt Herrn Alpenrösli am Nerv; er knurrt, während er gereizt auf die Alpenrose zwischen den Zähnen beißt:

«Was hast du denn immerfort zu schnaufen?»

«Was heisst, was hast du immerfort zu schnaufen? Werde noch schnaufen dürfen! Wäre noch schöner! Nicht einmal schnaufen soll man; ist ja, ist ja...»

«Schon gut. Schweig nur!»

Herr Alpenrösli kaut auf seiner Alpenrose, die Frau vertieft sich in den Anblick des Gletschers.

«So ein Gletscher!», sagt sie. Herr Alpenrösli bekommt nervöses Augenzucken.

«Was heisst, so ein Gletscher? Ein Gletscher ist ein Gletscher, und damit hat sich's.»

«Habe es ja zu mir gesagt, nicht zu dir.»

Herr Alpenrösli erhebt

sich, geht zur Theke, verlangt einen grossen Enzian und zwei Bier, und er wünscht hier an der Theke zu bezahlen. Der Enzian kostet um die fünf Franken, die beiden Bier zusammengerechnet auch etwa soviel. Den Rücken der Frau zugewandt, kippt Herr Alpenrösli den Enzian, dann folgt er der Serviererin, die Bier und zwei Gläser auf dem Tablett vor sich her trägt, auf die Terrasse hinaus.

Eben sagt Frau Alpenrösli gedankenvoll vor sich hin: «So ein Gletscher!» Herr Alpenrösli schweigt, aber sein Augenzucken verstärkt sich.

Schluss der ersten Geschichte, doch die zweite folgt sogleich.

Was einmal geschieht, geschieht – wir erleben es immer wieder – auch anderswo genau gleich.

Ein paar Tage nach der Beobachtung dieser Szene steige ich in Basel die grosse Treppe am Kohlenberg zum Gymnasium hinauf. Ein paar Stufen weiter unten folgt ein Ehepaar, und auch hier hat die Frau Mühe mit dem Atmen.

«Dass du auch immer so schnaufst!»

«Kann ich dafür? Geh du nicht so schnell! Uebrigens – man wird noch schnaufen dürfen!»

Ich blicke mich um. Er hat keine Alpenrose zwischen den Lippen. Sie sind es nicht. Aber sie scheinen auch schon ein paar Jährchen Ehe auf dem Buckel zu haben; da geht manchen die Kurzatmigkeit des Partners auf die Nerven. Es sei denn, es strahle die Sonne der Liebe.

Zuweilen geschieht so ein Wunder. Maria Aebersold

